

primär als jener Ort des Hundertjährigen Krieges, auf dessen Bedeutung im französischen wie im englischen nationalen Imaginären Jean-Marie Moeglin vor ein paar Jahren hingewiesen hat. Der heute nordfranzösische Hafen hat auch eine bedeutende Rolle in der Kristallisation des flämischen Nationalismus gespielt. Darüber hinaus hat er auch die Schablone für die produktive Umdeutung „steriler“ Landstriche geliefert, die bereits in der Unterwerfung der kanarischen Inseln im Spätmittelalter große Bedeutung entfaltet hat. Wie Paul Gilroy angemerkt hat, sind auch schwarze Emanzipationsdiskurse nach wie vor von der Suche nach „Wurzeln“ geprägt; sie reproduzieren dabei eine Grundannahme jener europäischen Nationalismen, deren Genese Wallace überzeugend darstellt.

Nicht zufällig sieht Gilroy das Schiff als jenen Ort, an dem diese Logik aufgebrochen wird. Schiffe nehmen einen ähnlichen Platz bei Wallace ein. Schiffe stehen für den Transport, aber auch für die Rückfahrt und damit für den Austausch von Menschen, Waren und Ideen. Wie Norman Housley zuletzt 2002 in „Religious Warfare in Europe, 1400–1536“, so entwirft auch Wallace das Bild eines nicht abgeschlossenen Mittelmeers. Wallace geht es dabei aber nicht um den spätmittelalterlichen Orientalismus im Zeichen des „Kreuzzugs nach den Kreuzzügen“ oder, um Housleys erstes Buch zu zitieren, der „Later Crusades, 1274–1580“, und dessen produktive Ambivalenz. Bei ihm wird vielmehr deutlich, dass das Mittelmeer auch nach seinem von Fernand Braudel hervorgehobenen wirtschaftlichen Bedeutungsverlust nicht peripher wurde. Es blieb auch in der Frühen Neuzeit der kulturelle Raum, in dem sich Orientalismus und Okzidentalismus gegenseitig bedingten. Doch ist dieser Prozess nur die eine Facette seiner Geschichte. Andere, weniger dominante, weil ambivalenter kulturelle Prozesse waren schon im Spätmittelalter dort am Werk. Wallace zeichnet sie nach und eröffnet damit der

Erforschung der Vergangenheit ebenso neue Perspektiven wie den Kulturwissenschaften: vorausgesetzt freilich, dass sich ihre Vertreter nicht vor Seekrankheit fürchten.

Martial Staub (Sheffield)

\* \* \*

**Detlef Siegfried, Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen, Wallstein 2006, 840 S.**

Pünktlich zum 20. Jubiläum von „1968“ bilanzierte der Soziologe Niklas Luhmann lakonisch in der TAZ vom 4. August 1988: „Zufällige Vorfälle, der Schuss auf Benno Ohnesorg, schossen die Studenten aus der Gesellschaft raus – und von da ab konnte man über den Rasen laufen.“ Erst später haben die Historiker begonnen, „1968“ als Forschungsfeld zu beackern. Inzwischen ist das Angebot an Früchten dieser Arbeit auf dem Büchermarkt bereits groß: Erstaunlich viele stammen von der Generation der Zeitzeugen oder Dabeigewesenen.

Detlef Siegfried (geb. 1958) hat nun mit der Unaufgeregtheit und Neugierde des Nachgeborenen ein dickes Buch geschrieben, mit dem er zugleich mit Erfolg ein altes Ritual, die Habilitation, absolviert hat, die an deutschen Hochschulen auch die Ereignisse von „1968“ überlebte. Indem er „1968“ in der Zeit zwischen 1958 und 1973 einbettet, gelingt ihm eine empirisch dichte Beschreibung eines Jahrzehnts in der BRD, das die Codes der Nachkriegsgesellschaft erodierte, oder eben in Luhmanns Worten dazu geführt hat, dass man seither ‚über den Rasen laufen kann‘. Es ist diese Beziehung zwischen der erhofften großen Revolution in der Politik und den wirklichen kleinen Revolutionen des Alltags, auf welche Siegfried sein soziologisch-historisch geschärftes Interesse richtet, indem er Musik-, Medien-, Konsum- und Politikgeschichte auf wunderbare Weise miteinander verknüpft und da hinschaut, wo andere bislang die Revolution nicht ge-

sucht haben: an den Schnittstellen von Politik und Konsum. Er wird in Printmedien fündig, wie beispielsweise *Twen* (1959 gegründet), *Pardon* (1962 lanciert) oder *Konkret* (das sich seit 1964 mit einer Verbindung von Sex und Politik alimentierte), oder auf dem TV-Schirm, wo der 1965 aus der Taufe gehobenen *Beat Club* die Sehgewohnheiten der Zuschauer verstörte. Er beschreibt Orte, wo sich Pop und Politik vermischen haben, wie den 1962 eröffneten Hamburger *Starclub*, den Frankfurter *Club Voltaire* oder die zwischen 1964 und 1969 stattfindenden Festivals auf der Burg Waldeck. Und er setzt diese dichten Beschreibungen in Beziehung zu einer Lektüre von Texten aus der Grossproduktion der empirischen Sozialforschung und Demoskopie (wie das Institut für Demoskopie Allensbach oder Emnid – Institut für Meinungsforschung), die davon handeln, was Menschen tun, wie viele Stunden sie nichts tun, wie sie über Dinge denken, wie viel sie sparen, was sie kaufen wollen etc.

Was die medialen Knotenpunkte und sozialen Kristallisationskerne bereits vor Mitte der 1960er Jahre auszeichnete, war ein absolut neuartiger Cocktail aus Avantgarde und Massenkultur, Pop und Politik, der das Normensystem der Nachkriegsgesellschaft auflockerte. Schwer zu fassende, ambivalente Prozesse sind dafür verantwortlich: Was unter Jugendkultur verstanden wurde, war ein loser Mix aus neu vorhandener Freizeit, technisch aufgerüsteter Hi-Fi und als authentisch gepriesene *low culture*. Es ging auch um Wehrdienstverweigerung, Langhaarfrisuren, ästhetische Formlosigkeit, die öffentliche Zerstörung von Dingen wie E-Gitarren und die Bewunderung schwarzer Haut bei Jimi Hendrix oder Angela Davis. Eine Sehnsucht nach Authentizität war begleitet von demonstrativem Nichtstun und situationistisch inspirierten subversiven Happenings. In dieser Verschmelzung von Konsum und Politik ortet Siegfried die eigentliche Triebfeder der Jugendkultur. Dieses sich in den Jahren zwischen 1967 und 1969 verdich-

tende Gemisch war einer hoch politisierten und zunehmend radikalisierten Gruppe zunehmend suspekt. Auf eine lange hedonistische Phase der Verschmelzung folgte seit 1969 eine puritanische Phase der Trennung der Elemente Politik und Pop.

Der Gewinn der Lektüre des dicken Wälzers verdankt sich Siegfrieds virtuoser Collagetechnik, mittels derer er eine dichte Fülle von Primärmaterial geortet, geklebt und immer wieder neu zerschnippelt zu einem Panorama der bundesdeutschen Gesellschaft vereint hat. Siegfrieds Studie besticht methodisch gerade in der Rückbindung der Detailanalysen in Feinauflösung an eine etwas längere Zeitachse, die das Phänomen des kulturellen Wandels überhaupt erst ins Blickfeld bringt.

„Time is on my side“ erinnert mich an Andreas Gurskys Panoramabilder in detailreichster Feinauflösung. Der Detailreichtum im Großformat (oder historiographisch formuliert: die Tiefenbohrungen in der langen Zeitachse) haben leider ihre Schattenseite: schade, dass Siegfried nicht ein lesbareres und handlicheres Buch geschrieben hat. Ohne den Rückgriff auf Notizbuch, Post-it-Zettel und andere Marker verliert sich die Leserin in den Details, ohne die Essenz der Studie zu erfassen. Siegfrieds Narration mag dem „1968“ nicht abgeschafften Ritual der Rekrutierung deutscher Universitäten geschuldet sein, könnte aber auch mit einem Problem der Komposition einer zeithistorischen Erzählung verknüpft sein: Wie Geschichte erzählen, wenn die Quellenlage dicht ist, die Soziologen alles bereits einmal in sozialwissenschaftlicher Komplexität interpretiert haben und die Zeitzeugen, die eh immer alles besser zu glauben wissen, auch noch da sind?

In der Geschichtsschreibung gibt es die Vorstellung, dass sich das Zoom durch zeitliche Distanz besser einstellen lasse. Diese Vorstellung halte ich für falsch. Beim Schreiben muss das Zoomproblem immer durch Selektion und Reduktion des Materials zugunsten einer Erzählung gelöst wer-

den. Deshalb sollten auch Zeithistorikerinnen einen mutigen Umgang mit Zoom und Weitwinkelobjektiv pflegen, gerade wegen der immer dichteren Quellenlage und trotz der akademischen Rituale aus dem 19. Jahrhundert.

Monika Dommann (Zürich/Berlin)